

darauf hin.“ Hilflos sahen sich die plötzlich wieder verstummten Menschen an. Manche wiederholten die Worte des Arztes, raunten sie ihren Nachbarinnen und Nachbarn zu. „Vergiftet!?“ Was sollte man nun tun? Helfen konnte man offensichtlich nicht, aber konnte man jetzt einfach so nach Hause gehen, hinein in diesen zweiten Adventssonntag?

„Kommissar Kellert!“, rief Tino plötzlich. Verständnislos schauten ihn die anderen an. „Na, der Kellert, der ist doch vor ein paar Jahren hierhergezogen, wohnt doch oben im Sanddornweg. Der ist bei der Mordkommission. Der war vor einigen Wochen bei uns in der Schule und hat uns von der Arbeit bei der Polizei erzählt“, ergänzte der Vierzehnjährige aufgeregt und mit sich überschlagender Stimme. „Der kann uns helfen. Der weiß, was zu tun ist.“

Verwirrt schauten sich die Umstehenden an. Dr. Bregnitzer spürte, dass man von ihm eine Einschätzung des Vorschlags erwartete. „Gute Idee, Junge! Schau mal nach, ob er zu Hause ist. Wir werden auf alle Fälle sofort die Polizei in Friedensberg und den medizinischen Notdienst verständigen. Auch wenn Letzteres eigentlich nicht mehr nötig ist.“ Mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung seines eisgrau gekrönten Kopfes nickte er seiner ihm zum Verwechseln ähnlich aussehenden Frau zu, die auch über mehrere Sitzreihen hinweg sofort verstand, was er von ihr wollte. Sie griff zu ihrem Handy und tippte bereits eine Nummer ein.

Bregnitzer wandte sich wieder an den Jungen: „Wenn er da ist, dieser Herr Kellert, erzähl ihm, was passiert ist. Und bitte ihn, hierher zu kommen. Er wird schon wissen, was dann zu tun ist.“ Darauf wandte er sich an die Anderen, die spürbar froh waren, dass jemand die Initiative und Verantwortung übernahm: „Und wir, wir sollten jetzt Ruhe

bewahren. Wir können sowieso nichts tun. Aber wir sollten alle hierbleiben, bis die Polizei eintrifft. Alle.“

2.

Der Sonntagmorgen war für den zweiundfünfzigjährigen Kriminalhauptkommissar Bernd Kellert und seine Frau Beate eine besondere Zeit. Zumindest dann, wenn er keinen Bereitschaftsdienst hatte. Das begann schon damit, dass sie einmal in der Woche länger schlafen konnten als sonst. Dabei liebte Bernd Kellert eigentlich das frühe Aufstehen. Er war ein Morgenmensch, gleich wach, agil und tatendurstig. Dass sein alter Radiowecker in der Regel um sechs Uhr den Betrieb aufnahm, machte ihm nichts aus. Er wäre ziemlich sicher auch ohne dessen akustische Nachhilfe aufgewacht. Der sonntägliche Luxus bestand jedoch schon daraus, innerlich von Anfang an die Zügel locker lassen zu können.

Beate Kellert, die grundsätzlich mehr Mühe damit hatte, morgens auf Touren zu kommen, stand sonntags gegen die sonstige Regel als Erste auf, setzte die alte Filterkaffeemaschine in Gang, bereitete den Frühstückstisch vor und legte eine CD ein. Meistens irgendetwas Klassisches. Bach, Haydn, Albinoni, Händel – ziemlich wahllos. Die Musik diente sowieso nur zur atmosphärischen Hintergrundgestaltung. Ihre Tochter Jenny beschwerte sich immer über diese ‚Funktionalisierung von Musik‘, wie sie das nannte, aber das war Beate Kellert ziemlich egal. Sie mochte es nun einmal genau so.

Heute griff sie mal wieder zu Vivaldi. Das schien ihr gut zu einem zweiten Adventssonntag zu passen. Sie zündete erst die bereits zu einem Drittel abgeschmolzene, dann nach

kurzem Auswahlblick auch noch die rechts danebenstehende, zweite Wachskerze am Adventskranz an. Zufrieden schaute sie in das gemütliche Wohn- und Esszimmer des ehemaligen Knechtshauses, das die Kellerts vor knapp vier Jahren in Polzingen gekauft, für ihre Zwecke umgebaut und dann bezogen hatten.

Als ihr Mann in dieses gut vorbereitete Szenario eintrat, leger gekleidet in eine Jogginghose und einen viel getragenen, blauen Pullover, merkte man auch ihm die Zufriedenheit an. Ausnahmsweise unrasiert, sah der etwas über einsachtzig große, immer noch schlanke und durchtrainierte Polizist mit seinem kurzgeschnittenen, inzwischen völlig ergrauten – „silbernen!“, pflegte Beate zu betonen – Kopf ein bisschen wie George Clooney aus. Ein bisschen.

Außer einem wie selbstverständlich dahin gebrummt „Guten Morgen“ brauchte es zwischen den seit siebenundzwanzig Jahren Verheirateten keine Worte. Bernd Kellert setzte sich auf seinen Platz mit dem Blick auf das Fenster zum Vorgarten, nahm die Samstagszeitung aus dem silbernen Zeitungsständer und freute sich auf ein ungestörtes halbes Lesestündchen. Beate, die ihm ausnahmsweise den Kaffee eingegossen hatte, griff ihrerseits zu dem Wochenendmagazin, das der Zeitung beilag. Er schmierte sich ein am Vortag gekauftes Brötchen mit Butter und Erdbeermarmelade, legte es dann jedoch beiseite und nahm den ersten Schluck Kaffee.

„Wunderbar“, freute er sich, atmete tief durch und blickte sich kurz im Zimmer um. Kaum dass er Platz genommen hatte, sprang eine auf den ersten Blick vollkommen schwarz wirkende Katze auf seinen Schoß, streckte einmal den überraschend weiß glänzenden Hals in die Höhe und rollte sich dann schnurrend zusammen. Pucki. Ganz automatisch be-

gann Bernd Kellert damit, der Katze sanft das Fell zu kraulen. Wohlig schnurrte sie vor Behaglichkeit.

Ihr alter Kater, Barry, hätte das nie getan. Der hatte jede Form von Berührung gehasst, von Zärtlichkeiten ganz zu schweigen. Ein wilder Feger, eigensinnig, abweisend. Barry war jedoch vor eineinhalb Jahren gestorben. Und Bernd Kellert war insgeheim froh darüber gewesen. Er hatte nie eine Katze gewollt. Aber sie hatten Barry für ihre Tochter Jenny angeschafft, als ‚Stabilisator in den harten Jahren der Pubertät‘, wie Bernd Kellert das immer erklärt hatte. Aber wie es so geht: Die Tochter wurde erwachsen und zog in eine Studentenwohnung. Wer blieb, war Barry.

Doch, Bernd Kellert hatte sich dann an das Tier gewöhnt. Und war irgendwie traurig und bewegt, als der Kater starb. Aber ein neues Tier, geschweige denn auch noch eine neue Katze, hatte er nicht gewollt. Aber dann war es anders gekommen. In einem seiner Fälle war es ihm gelungen, die Täterin zu überführen. Eine kinderlose Witwe, die eben diese Katze besaß. Pucki, das Schmusetier. Man hätte die damals siebenjährige Katze in ein Tierheim bringen müssen. Und das konnte Kellert innerlich nicht zulassen. Er hatte durchaus Mitleid mit der Täterin empfunden, damals. Wusste gleichzeitig, dass sie zu Recht verurteilt worden war. Aber ihre Katze konnte doch nichts dafür!

Völlig zu seiner eigenen Überraschung hatte er seiner Frau den Entschluss mitgeteilt, dass sie, die Kellerts, Pucki aufnehmen würden. Und sie hatte verblüfft, aber nur zu gern zugestimmt. Beate Kellert hatte den felligen Mitbewohner doch weit mehr vermisst, als sie es ihrem Mann gegenüber zugegeben hatte. Seitdem lebte die Katze bei ihnen. Seitdem gehörte ein gemütliches Schnurren zur Geräuschkulisse ihres Hauses. Wie jetzt gerade.

Beate lächelte ihrem Mann zu. Beide mochten den Advent. Das Flackern der Kerzen stiftete eine anheimelnde Atmosphäre. An den kleinen Fenstern hing Glasschmuck, an den größeren hingen Strohsterne. Die stammten noch von Beates Mutter, die längst schon verstorben war. ‚Ein bisschen spießig‘, dachte Kellert immer wieder, um innerlich zu ergänzen: ‚Aber schön. Finde ich.‘

Das sonntägliche Nachsinnen des Kommissars wurde jedoch jäh unterbrochen. Es läutete an der Haustür. Ziemlich lang, ziemlich ungeduldig. Kellert sah seine Frau überrascht und fragend an. Ihre Tochter Jenny lebte in Friedensberg, der eine gute halbe Stunde entfernt liegenden Kreis- und Universitätsstadt. Jenny hatte für diesen Nachmittag einen Besuch angekündigt. Aber eben erst für nachmittags. Ohne Vorwarnung stand sie eigentlich nie vor der Haustür.

Tobias, der ältere Sohn, befand sich mitten im Abschlusssemester seines Studiums in München. Er kam kaum noch im Haus seiner Eltern vorbei, sehr zum Kummer von Beate. Tobias hatte es seinen Eltern bis heute nicht verziehen, dass sie ihre Eigentumswohnung in Friedensberg verkauft hatten und raus aufs Land gezogen waren. ‚Ihr habt meine Kindheit verkauft‘, hatte er ihnen einmal vorgeworfen. ‚Da war ich zu Hause. Nur da. Das gibt es jetzt einfach nicht mehr. Was soll ich bei euch in Polzingen?‘

Sonst klingelte kaum jemand bei ihnen. Auch nach vier Jahren hatten sie nur wenig Kontakt zu den Nachbarn. Man grüßte sich und fertig. Oder kam kurz ins Gespräch über die Katzen. Früher über Barry, jetzt über Pucki. Das Gespräch über Haustiere funktionierte immer. Mehr Austausch gab es selten. Bernd Kellert war es recht.

„Ich schau mal, wer das ist“, knurrte Kellert, als das Läuten nicht aufhörte. Seufzend streifte er die Katze von seinem